

Illustrirte  
**Frauen-Zeitung**

Hefte 20, I. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). Berlin und Wien, 15. October 1899. Jährlich 24 Hefte. Preis vierteljährlich M. 2.50 (fl. 1.50, mit Postversandt fl. 1.60). XXVI. Jahrg.



Abendfrieden. Nach dem Gemälde von A. Lüben.

Nachdruck verboten.

### Der tolle Graf.

Erzählung von E. Krideberg.

(Fortsetzung.)

Als der Graf das erste Frühstück um vier Uhr einnahm, trat die Gräfin zu ihm ins Zimmer; sie küßte

ihn auf die Stirn und ließ sich ihm gegenüber in einen Sessel gleiten.

Graf Brontischew war ein kleiner, untersehter, kurz-nackiger, militärisch aussehender Herr von etwa sechzig Jahren, der sich sehr gerade hielt. Sein Scheitel zeigte schon recht lichte Stellen, den ergrauten Bart trug er mit ausrautem Kinn und martialischem, in steife Spitzen gedrehtem Schnurrbart. Sein Gesicht hatte eine gesunde,

stark rothe Farbe, in den Zügen spiegelten sich Spott und Humor, und doch entbehrten sie des Wohlwollens nicht, entschieden sarkastisch blitzten nur die kleinen, pfliffigen Neuglein. Alles in allem war der Graf eine distinguirte und dabei kernige Erscheinung, ein Mann, der fest auf seinen zwei Beinen stand, den der ihn umgebende Servilismus wohl zu einem Menschenverächter gemacht hatte, nicht aber selber zu einem verächtlichen Menschen.

„Wladimir Petrowitsch, ich habe Dir etwas zu melden,“ begann die junge Frau, „vorhin war der Vorleser hier, den Du Dir ausgewählt hast, um sich Dir vorzustellen.“

„So! — mag wiederkommen, wenn ich empfangen.“

„Das wird er nicht thun, Wladimir Petrowitsch.“

„Das will ich sehen, — wenn ich es verlange!“

„Das wirst Du sehen, — er kommt nicht!“

„Was Du sagst, Sascha! — Das schöne Gehalt läßt sich so leicht keiner aus dem Garn schlüpfen, — wollen wir wetten, Saschinka, daß er kommt? — um das allerliebste Perlenhalsband, — Du weißt schon, — wenn ich gewinne, so sollst Du es haben.“

„Dann werde ich es nie bekommen, denn Du gewinnst nicht, Wladimir, glaube mir. Dein Geld öffnet nicht jede Thür, — Du bist hier nicht in Rußland und kannst von einem Menschen, der noch nicht in Deinem Brod und Lohn steht, nicht verlangen, daß er Dir zu der ersten besten, Dir gerade passenden Nachtzeit aufwartet.“

„Dann mag er bleiben, in drei Teufels Namen.“

„Das würde mir sehr leid thun, denn der Doctor Bindnagel ist gerade ein Mann, wie Du ihn brauchst.“

Er sah sie überrascht an. „Das klingt ja fast, als ob Du ihn kenntest.“

Sie nickte und blickte ihm ruhig und fest ins Gesicht. „Ich muß ihn wohl kennen, Wladimir, denn früher haben wir uns einmal so nahe gestanden, daß wir an eine Verbindung fürs Leben dachten.“

Er war ganz perplex. „Und das, — das sagst Du mir und scheint es obenein noch für eine Empfehlung zu halten!“

„Ich sage es Dir, weil ich nicht will, daß irgend eine Unklarheit zwischen uns bestehe, — ich will Dir allezeit frei ins Auge blicken können, Wladimir Petrowitsch, — und allerdings meine ich, daß es eine Empfehlung für den Candidaten sei, wenn ich Dir rathe, ihn zu engagiren. Du weißt ja, daß ich immer Dein Bestes will.“

„Und Du hast diesen Doctor extra für mich verschrieben?“

„Nein, Wladimir, seitdem ich nach Rußland ging, habe ich nie wieder von ihm gehört, ich wußte nicht einmal, ob er noch unter den Lebenden weile, — und ebenso wenig hatte er eine Ahnung davon, daß ich Gräfin Brontischew sei. Ich traf ihn vorhin zufällig im Park, als er auf Nimmerwiederkehr gehen wollte, tief beleidigt von dem, wie er meinte, ihn demüthigenden Empfange, — Wladimir Petrowitsch, fahre nicht auf, der Fremde wußte nichts von Deinen Gewohnheiten, und hier in Deutschland muß es jeder Uneingeweihte für eine Verhöhnung halten, wenn man ihn um Mitternacht zu einer Anstands-Besite bestellt.“

„So mag er sich eine Stelle suchen, die dem anspruchsvollen Prinzen paßt. — Hat denn je schon einer von meinen Beamten sich geweigert, zu kommen, wenn ich ihn befohlen habe? Ich kann einen Menschen nicht brauchen, der am Tage wacht und Nachts schläft.“

„Wenn Du ihm contractlich das andere zur Bedingung stellst, so wird er sich nicht weigern, seiner Pflicht nachzukommen. Im übrigen sollte es Dir gerade ein Beweis von Charakter sein, daß er sich nicht blindlings einer Willkür beugt, — und Du suchst ja wohl einen Charakter, Wladimir Petrowitsch, da Du von so viel Schmarozern umgeben bist?“

„Ein Charakter! — pah!“ — Er stieß verächtlich die Zeitungen auf dem Tisch zusammen, und dann wandte er sich plötzlich seiner Frau zu.

„Daß der Herr Doctor die einträgliche Stelle sans scrupule annehmen will, das ist mir schon verständlich, — aber Du, — wie hat sich die Gräfin Brontisheff eigentlich das Zusammenleben mit dem früheren Geliebten gedacht? — So ein kleines Schäfer-Idyll, — was?“

Sie sah ihn mit ihrem unnahbaren Blick an.

„Wenn ich Dir rathe, den Doctor Bindnagel zu wählen, so denke ich dabei nur an Dich, Wladimir Petrowitsch. Du hast das blutarme Mädchen ohne Familie an Deine Seite, unter Deinen Schutz genommen, nachdem Du ihm seine Ehre und damit sein Leben gerettet hast, — ich wäre nach der Schande direct in den Tod gegangen, Wladimir, und daher gehört Dir mein Leben für immer und ungetheilt. — Ich habe Dir aus freiem Entschluß mein einstiges Verhältnis zu dem Doctor enthüllt, das könnte Dir der beste Beweis dafür sein, daß ich meiner sicher bin. — Gräfin Brontisheff denkt nicht geringer von ihrer Ehre, als dereinst die arme Erzieherin. — Und dann noch eins: der Doctor ist leidend, er sieht bleich und überangestrengt aus, und ich weiß, daß es ihm schwer geworden ist, sich durch die Studienjahre hindurch zu kämpfen. Er scheint eines Landaufenthaltes zur Erholung dringend zu bedürfen, und ihm wäre auch für eine Weile ein Ruhehaufen zu gönnen, — doch selbstverständlich kann das für Dich nicht maßgebend sein, — thue, wie Du willst, Wladimir Petrowitsch.“

Er war längst entschlossen, diesen Doctor anzustellen, seine Großmuth veranlaßte ihn dazu, — aber Graf Brontisheff wäre der letzte gewesen, der diesen Beweggrund eingestanden hätte. Großmuth und Despotismus passen nicht zusammen, — nein, er handelte so, weil ihm gerade die Laune so stand und obenein eine recht cynische Laune. Die Sache hatte etwas, das ihn reizte: zwei Menschen, die sich einst geliebt hatten, die wollten jetzt als Herrin und Diener kühl förmlich in vorchriftsmäßiger Entfernung neben einander hergehen, — das war ein Experiment, das den Versuch lohnte. Gab es wirklich Menschen, die eine so bequeme Gelegenheit zum Sündigen unbenutzt vorüber gehen lassen würden? Zwar waren sie beide stolz, aber vor der Liebe streicht der Stolz recht oft kläglich die Segel. — Nun, da konnte man ja einmal sehen, wie weit so ein gewöhnlicher Menschenstolz reicht!

Um den Seelenzustand der beiden kümmerte der Graf sich nicht. Er hatte sein Weib nicht gezwungen, die seine zu werden, nun, da sie es war, gehörte sie ihm mit Leib und Seele, Graf Brontisheff theilte mit niemand, und Sascha war klug genug, das zu wissen, — daneben gab es Herzensfragen nicht. Und der andere, der war nichts weiter als ein Inventar-Stück, ein besoldeter Diener, über dem die Gräfin Brontisheff in unerreichbarer Höhe thronte. Für einen Diener ist eine Seele eigentlich ein überflüssiger Luxus-Gegenstand, gestattete er ihm sich aber dennoch, und machte er einen unerlaubten Gebrauch davon, — nun so bekam die Reitpeitsche einmal wieder Arbeit, — mit Schurken pflegte Graf Brontisheff sehr summarisch aufzuräumen.

Er war selber vollkommen überzeugt davon, daß das Ganze lediglich das Interesse eines naturwissenschaftlichen Experimentes für ihn hatte. —

Der Doctor war noch nicht lange im Schloß, da hatte sich diese Auffassung des Grafen schon wesentlich geändert. Der Vorleser war nicht mehr nur ein Inventarium, der Willkür seines Herrn preisgegeben, sondern ein Wesen mit einem stark ausgeprägten Eigendasein. Er fügte sich unbedingt vernünftigen und in anständiger Form an ihn ergehenden Forderungen, alle anderen wies er mit einer unbegabenen Entschiedenheit ab. Da stand dem Eisenschädel Graf Brontisheffs ein anderer entgegen, der ebenso stahlhart gepanzert war, und oft sprühten die Funken, wenn sie aufeinander trafen. Aber der Doctor wußte sich jederzeit zu beherrschen, wenn das Temperament den Grafen fortrieb; er war durch eine harte Lebensschule gegangen, während jener nur der Befriedigung seiner Wünsche gelebt hatte. Der

Deutsche besaß Disciplin, der Russe Willkür, — so lagen von vornherein alle Chancen auf Seiten des Doctors. Der Graf unterlag, — es dauerte nicht lange, da fühlte er das ganz klar, und es war ein Zeichen von dem edlen Kern seines Gemüthes, daß er den unbequemen Untergebenen nicht einfach vor die Thür setzte. Ja, dieser Kampf um die Herrschaft des Willens erfüllte ihn mit einer Art neugierigen Staunens, — es war interessant, zu erfahren, wie das enden, wie sich der neue Graf Brontisheff mit dem alten abfinden würde. Das beschäftigte den Grafen derart, daß er seit der Anwesenheit des Doctors im Schloß viel weniger Zeit hatte, seine Umgebung mit seinen Absonderlichkeiten zu belästigen; Gräfin Brontisheffs Voraussage hatte sich erfüllt, der neue Secretair übte den segensreichsten Einfluß auf ihren Gemahl aus.

Der Verkehr der beiden einstigen Liebenden unter einander war vollkommen correct, so durchaus ruhig und in den gebotenen Schranken sich haltend, daß ein Uneingeweihter niemals eine frühere Zusammengehörigkeit der beiden hätte argwöhnen können. Ein kleinliches, mißtrauisches Ueberwachen lag dem Charakter Brontisheffs vollständig fern, seine Frau und der Doctor genossen jede Freiheit, sich zu sehen und mit einander zu verkehren, — nicht, weil der Graf ihnen unbedingt vertraut hätte, — er vertraute keinem Menschen absolut, — sondern weil er sich zum Spioniren nicht hergab und sich auch keinen Erfolg davon versprach. Sie waren beide keine Kinder mehr, und im geeigneten Moment würde er zu handeln wissen.

Dann und wann, wenn das Verhalten des Doctors ihm widerwillig Anerkennung abzwang, tauchte der Gedanke in ihm auf, ob man einen solchen Mann jemals vergessen könne, wenn man ihn einmal lieb gehabt. Dann sah er seine Frau scharf an. Sie war ersichtlich lebendiger und frischer, seitdem der Doctor da war, aber wenn sie ihn fragte: „Nun, Wladimir Petrowitsch, hatte ich nicht Recht, ist er nicht ein brauchbarer Beamter und ein charaktervoller Mensch?“ so kam das so frei aus ihrem Munde, so ohne jeden Hinterhalt, daß er sich beruhigt abwandte. Nein, sie hatte gewiß kein Fünkchen der alten Leidenschaft im Herzen, — aber der Doctor, — sollte der Liebreiz der Gräfin die alte Schwärmerei nicht wieder entfachen? Noch niemals war dem Grafen die Schönheit seiner Frau so unwiderstehlich erschienen, wie jetzt. — Doch der Doctor war von tadelloser Haltung, nicht einen Augenblick vergaß er seine Stellung, — aber selbst als Untergebener der Herrin gegenüber war er fast zu vorchriftsmäßig förmlich, das war verdächtig. Er schien immer auf der Wacht vor sich selber zu sein, — soviel war gewiß, gleichgültig war er nicht; aber nach und nach mußte der Graf wohl zu der Einsicht kommen, daß dieser Mann sich eher eine Kugel durch den Kopf schießen, als sich vergessen würde.

Das begann ihn zu quälen. — Er war dem Manne doch offenbar im Wege, denn er hatte ihm sein Bestes geraubt, von rechts wegen hätte der ihn also hassen müssen, — wenigstens er, Graf Brontisheff, würde seinen Nebenbuhler ehrlich hassen und ihm das auch ebenso ehrlich eingestehen. Statt dessen trug das Benehmen des jungen Mannes ihm gegenüber entschieden den Stempel der Achtung, — ja, es war fast, als ob er um seine Freundschaft werbe, — das verstand Graf Brontisheff nicht.

Die beiden waren ein paar lebensfrische, genüßfrohe Menschen, und er hatte seine Blüthezeit längst hinter sich, aber er würde noch heute nicht zögern, den rückwärts auf die Seite zu schieben, der ihm den Weg zu seinem Glück versperrte, sobald er ein älteres Recht auf dessen Platz hatte. Und die Jungen fügten sich so widerstandslos ihrem Geschick! War das Energielosigkeit? — Mangel an Temperament? — oder am Ende doch eine eigene Charakter-Kraft, die Kraft der Entfugung und Pflichterfüllung? Gab es noch etwas Höheres als die Befriedigung des Genusses? —

Der Graf liebte es, ganz allein auf den See hinaus zu rudern; jeden Abend vor dem Diner unternahm er diese einsame Spazierfahrt, und meistens kehrte er erst in stockdunkler Nacht zurück. Er stieg direct von der Schloß-Terrasse zum Bootplatz hinab, und oft bemerkte man sein Gehen und Kommen gar nicht.

Eines Abends wollte er vor der Bootfahrt noch mit seiner Frau sprechen, er suchte sie im Salon auf, und als er sich der Thür zu demselben näherte, hörte er des Doctors Stimme, der sich bei der Gräfin befand.

Zum Spioniren gehört das Lauschen, und der Graf haßte das eine so sehr wie das andere, aber als er seinen Namen im Zimmer ausprechen hörte, blieb er ganz unwillkürlich hinter der Portiäre stehen, und nachher fesselte ihn das Gespräch derart, daß er nicht wieder los kam.

„Sie hatten Recht, Gräfin,“ sagte der Secretair, „Graf Brontisheff ist ein Mann, mit dem es sich leben läßt, trotz aller seiner Sonderbarkeiten, — und hätte er auch nur das eine gethan, Sie in seinen Schutz zu nehmen, er wäre mir verehrungswürdig. Ich schätze ihn hoch und wünschte, ich könnte das Gefühl einer riesengroßen Verpflichtung, das mich ihm gegenüber bedrückt, los werden, indem ich ihm die selbstloseste Freundschaft widme. Ist das aber eine rechtschaffene Freundschaft, wenn ich seine Frau liebe? Ich bitte Sie, Frau Gräfin, lassen Sie uns dies einzige Mal die alten Zeiten berühren, es ist nothwendig, daß wir uns über unseren gegenseitigen Standpunkt klar werden. Ich bekenne mich frei zu der Schuld, daß ich Sie noch heute liebe, wie in meinen jungen Tagen, — nennen Sie das thöricht, anmaßend, ehrlos oder wie Sie wollen, — ich kann nicht anders, trotzdem ich die Empfindung des Unrechtes gegen den Grafen nicht einen Augenblick los werde. Ich kann es ertragen, Sie als seine Gemahlin zu sehen, denn ich empfinde zu tief, daß ich gegen ihn zurückstehen muß, der so Großes für Sie gethan hat, — und ich sehe ja auch, daß Sie die alten Zeiten vergessen haben, — aber ich ertrage es nicht, mit der Last meines Unrechtes auf der Seele unter den Augen des Grafen zu leben, wenn es auch ein Trost für mich ist, daß nicht die Spur eines Begehrens meine Liebe entweicht. Der Graf soll und muß wissen, wer ich bin, dann kann er befinden, ob er mich in seinem Hause dulden will, ich mag mir seine Günst nicht erschleichen.“

„Das weiß er längst,“ fiel die Gräfin mit ihrer klaren, ruhigen Stimme ein, die doch jetzt so klang, als ob ein tieferer Ton in ihr vibrierte, — „halten Sie mich eines Betruges für fähig, dessen Sie Sich schämen? Das hätte der Graf nicht um mich verdient, daß ich ihn hintergehe, — gleich damals nach Ihrem ersten Besuch habe ich ihm alles auseinander gesetzt, — haben wir uns doch unserer reinen Jugendliebe nicht zu schämen.“

„Und er hat mich trotzdem in sein Haus genommen?“

„Darum erst recht! Ich kenne ganz genau die edlen Regungen seiner Seele, und ich weiß, wie man sie weckt. Hätte ich damals nicht gesprochen, so würden Sie wahrscheinlich nicht hier sein.“

„Er ist ein ganz eigenartiger Mensch,“ sagte der Doctor gedankenvoll, „ich bewundere ihn! Bei so viel rücksichtslosem Eigenwillen so viel wirklich vornehmer Empfinden, — es geht ein großer Zug durch sein Wesen.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doctor,“ rief sie warm, „ja, er ist ein guter Mensch, und nun bitte ich Sie, bleiben Sie bei ihm, seien Sie ihm ein wahrer Freund, Sie sehen ja, wie wohlthätig Ihr Einfluß auf ihn ist. Ich weiß gewiß, Sie haben sich bereits seine Achtung errungen, er wird wieder den Glauben an das Gute und Edle im Menschen gewinnen, — und ich weiß auch, daß Sie eine Aufgabe, die Sie Sich einmal gestellt haben, durchzuführen die Kraft besitzen, so groß und schwer sie sei, — ich vertraue Ihnen heute wie ehemals. — Und da wir einmal über diese Dinge reden, um sie nachher für immer begraben sein zu lassen, so will ich Ihrer Offenheit die meine entgegen setzen: Glauben Sie wirklich, daß ich die alten Zeiten vergessen könnte? Aber ich weiß zu tragen wie Sie und — zu danken! — Und nun, Herr Doctor, schlagen Sie ein: Auf ehrliche Kameradschaft allewege!“ —

Der Graf schritt zum Rahn hinunter und löste die Kette. Er war so tief in Gedanken, daß er nicht sah, wie sich am Abendhimmel Gewitterwolken drohend zusammenballten, und er bemerkte auch nicht, daß er den falschen Rahn bestieg, der wegen seines flachen Rieles nur bei ganz ruhigem Wasser zu brauchen war.

Da drin hatte sich soeben ein Freundschaftsbund geschlossen um seinetwillen. — Um seinetwillen wollten ein paar heiße, junge Herzen auf Liebe und Glück verzichten, weil er, der Graf Brontisheff, zufällig einmal die Laune gehabt hatte, für ein armes, schußloses Mädchen in der Fremde einen Standesgenossen zu züchtigen. — Wie kläglich, wie erbärmlich er sich mit all seinen Tollheiten diesen beiden schlichte, unbeirrt den Weg der Pflicht schreitenden Menschen gegenüber vorkam. Er sah in diesem Augenblick nur das Böse und Thörichte an sich selber, und das überfiel ihn mit der ganzen Wucht einer späten, aber aufrichtigen Erkenntniß.

Nie hatte Graf Brontisheff über sich nachgedacht. Er handelte, wie die Laune es ihm eingab, ob gut, ob schlimm, das war ihm einerlei, und da das Schlimme viel aufdringlicher in der Erinnerung hervortrat, als das Gute, so glaubte er in diesem Augenblick, daß er nur aus lauter Willkür und Bosheit zusammengesezt sei, — er selber kannte am allerwenigsten das Edle in seinem Charakter.



deren Geltung wir Jüngeren nicht mehr abschätzen können. Was ist uns eine Catalani, was eine Sontag! Wir haben diese Sängerrinnen nie gehört, und wir lächeln, wenn die Alten, über die Kunstleistungen der Gegenwart geringschädig die Achseln zuckend, uns Gegenwärtigen zu rechtfertigen, indem sie die wahre und alleinige Kunst ausschließlich jenen Gesangs-Heroen zubehalten, deren Namen für uns nichts anderes als tote historische Formeln sind. Die Gegenwart ist tatsächlich an eigenartigen und großen Gesangs-Talenten der Vergangenheit ebenbürtig, in der allgemeinen musikalischen Kultur ihr bei weitem überlegen. Die Natur formt heute wie damals ihre Talente, sie entzündet geniale Geister und wirkt ihre Wunder, unbestimmt um Vergangenheit und Zukunft, denn für sie giebt es nur eines, die fruchtbare Gegenwart. Die Früchte selbst mögen freilich verschieden sein; viele sind sauer, viele verkommen; aber auf der Sonnenseite reifen sie süß und saftig am goldenen Baum des Lebens und der Kunst heran. Eine wunderbare künstlerische Begabung dieser süßen Art hat die Natur in Erika Wedekind niedergelegt, als wollte sie sich selbst davon überzeugen, ob ihr das Außerordentliche noch gelänge, ob das alte Rezept noch jene Wunderkraft besitze, die die Welt so oft schon in Staunen gefest. Erika Wedekind ist eine phänomenale Kunstschöpfung; unter den Coloratur-Sängerinnen unserer Zeit nimmt sie einen der ersten Plätze ein. Am 13. November 1869 zu Hannover geboren als Kind schweizerischer Eltern, wuchs das Mädchen in Lenzburg bei Aarau in der starken Bergluft der Schweiz, wohin die Eltern Anfang der vierziger Jahre übersiedelt waren, frisch und fröhlich heran. Die heranwachsende Erika entschied sich zunächst für den Beruf der Lehrerin; sie besuchte das Seminar zu Aarau, machte brav ihr Examen, aber Lehrerin wurde sie, Gott sei Dank, doch nicht. Eine andere Flamme als jene der Pallas Athene brannte in ihr. Nachdem sie ihre Stimme entdeckt, trieb es sie zur Kunst. Sie ging nach Dresden, wo sie eine fleißige Schülerin der vortrefflichen Gesangsmeisterin Aglaja Orgeri wurde. Das Talent des merkwürdig begabten Mädchens entfalte sich hier zu außerordentlicher Blüte: ein Gerücht von diesem Coloratur-Genie siderte bald in allen der Kunst nahestehenden Kreisen Dresdens durch und fand auch den Weg zu den Gewaltigen der Hof-Oper. Erika Wedekind wurde zu einem Gastspiel an der königlichen Hof-Oper eingeladen: der 15. März, jener Tag, der einst einem Cäsar so unheilvoll wurde, brachte ihr einen vollkommenen Triumph. Seitdem, — es war im Jahre 1894, — gehört Erika Wedekind als gefeiertes Mitglied dem Dresdner Kunst-Institut an, eine seiner besten Zierden. Denn die Künstlerin besitzt auch ein bedeutendes dramatisches Talent; der Schelm, der ihr im Nacken sitzt, fühlt sich auf der Bühne namentlich in komischen Partien seiner Art sehr wohl. In Humperdinck's Häschen und Gretel, in den reizvollen Singspielen der Franzosen und Italiener, entzückt sie durch ihr frisches, capricieuses Spiel die Zuschauer in demselben Maße, in dem sie sie mit ihrem köstlichen Gesang bezaubert. Von Dresden aus unternimmt die Künstlerin, die sich, irre ich nicht, vor Jahresfrist vermählt hat, ihre Kunstreisen, die sie in alle bedeutenderen Städte Mittel-Europas führen und ihren Ruhm in aller Herren Länder getragen haben. Frau Wedekind ist ein geborenes Gesangs-Genie. Ihre Kunst, nicht in mühsamer Arbeit erkämpft, kein Martyrium des Fleisches, ist Ausstrahlung einer staunenswerthen Begabung; ihr Coloratur-Sopran spielt mitblendender Sicherheit und voll entzündender Anmut mit den schwierigsten Kunststücken des Coloratur-Gesanges. Wie ein Schauer von Perlen sprühen ihre Coloraturen auf uns nieder; ihre Staccati sind elastisch und rund wie glitzernde Bälle oder nabelspitz geschliffen, der Tripper fein und zart wie das Schwirren eines Bienensüßwiegels, Anschwellen und Abklingen, beides meisterhaft. Das Organ, langvoll und weittragend, spricht in allen Lagen gleich mühelos an und eint auch selbst im leisesten pianissimo Klangreiz und Leuchtkraft. Mag die Sängerin ihren Ton im feinsten Faden fortspinnen und ihn wie einen dünnen Golddraht ausziehen, so pulsieren doch Herz und Seele, Leben und Wärme in ihm. Niemand spürt er zum weichen Klang herab. Die künstlerische Art der merkwürdigen Sängerin ist sonntig; sie spendet Freude und Lust, und wenn sich ein Lichtstrahl ihres großen Talents statt im Diamanten im einfachen Bergkristall bricht, so leuchtet auch der werthlose Kristall im farbigen Glanz wie ein edler Stein. Ihre Kunst ist eine Ehrenrettung des Coloratur-Gesanges, den das moderne Kunstwerk streng verpönt, da er in seiner irllichtleuchtenden Natur das seelische Moment unterdrückt, von dem die gesammte neuere Musik ihren Ausgang nimmt. Frau Wedekind aber fügt ihrer Virtuosität den lieblichsten Reiz hinzu, indem sie in ihren Gesang den Empfindungsreichtum eines gefunden Gemüthes hineinfrönt und auf ihn die Reflexe eines schalkhaften und lebendigen Geistes verstreut. So wächst ihr Gesang über die verblüffende Mechanik hinaus und wird lebensvolle Kunst.

Es ist selbstverständlich, daß Frau Wedekind ihre stärksten Triumphe dort feiert, wo sie auf dem Boden ihrer natürlichen Begabung steht: also in Coloratur-Partien großen Stils. Jene wahnfinnigen Heldinnen der älteren Oper, die auf den schmalen Saumpfad der Coloratur dahin irren gleich Nachtwandlerinnen auf steilem Dachstuhl, sind auch ihre Heldinnen. Der Wahnsinn singt zwar ausschließlich Coloratur, aber die Coloratur ist deswegen noch kein Wahnsinn. Das Wesen der Coloratur wurzelt vielmehr in der Grazie; Symbol freudiger Anmuth, behender Liebendwürdigkeit zu sein, ein Amoretten-Lächeln, ein Ausflattern sonniger Fäden, in denen wir uns willig und gern verstricken, das scheint mir die natürliche Aufgabe dieses Genres, Ziel und Zweck des Coloratur-Gesanges. Und wer einmal in Frau Wedekind das lebendige Symbol dieser reizvollen, liebenswürdigen und sonnigen Kunst erkannt hat, der schwört auf das Dogma von der Grazie des Coloratur-Gesanges.

Nachdruck verboten.

### Auf dem Friesenstein.

Novellette von Friedrich Meißner.

(Schluß.)

Ein Jahre vergehen schnell. Es ist ein warmer, heller Sommernachmittag. Martins Boot liegt regungslos in einer kleinen Bucht; der Fischer hat seine Angeln ausgelegt; Hertha sitzt im Heck des Bootes und beobachtet sein Thun. Sie hat ihren Hut abgenommen, die schrägen Sonnenstrahlen durchleuchten ihre goldenen Locken und lieblosen ihre weißen Arme und die beweglichen kleinen Hände.

„Komm, Onkel Martin; bist Du noch nicht bald fertig?“ Zante Martha wird ungeduldig werden.“

— Der Maler hoch oben hinter den Ginsterbüschchen auf der

„O, selbstverständlich, gern!“

Der Fremde ist bereit, alles nur Erdenkliche zu essen, wenn man ihm nur sagen wollte, wo Heinrich Lassen's Frau zu finden wäre. Martin macht ihm in seiner natürlichen Höflichkeit den Vorschlag, in seinem Boote Platz zu nehmen, und so hat er eine ganze halbe Stunde das Glück, neben dem ersehnten Modelle sitzen zu dürfen und dessen leiser, süßer Stimme zu lauschen, soweit es ab und zu auf seine lebhafteste Unterhaltung einzeln. Auch legte er Hertha sein Skizzenbuch auf den Schoß und zeigt ihr seine letzte Arbeit.

„Wie leuchten ihre Augen!“

„Da ist ja Onkel Martin! Und das ist unser Boot, — aber so seh' ich doch nicht aus, — soll ich denn das sein?“

„Gewiß, das sollen Sie sein“, lacht er. „Sie machen meiner Kunst gerade kein Compliment; finden Sie sich etwa nicht getroffen?“

„Das ist viel zu hübsch“, antwortete Hertha mit ihrem Erötzen, wodurch sie ihrem entzückten Beobachter noch zehn Mal reizender erscheint.

Dann stößt der Bootstiel auf den Strand; der Maler entfernt sich in der Richtung nach Heinrich Lassen's Häuschen, das Martin ihm bezeichnet hat, und schaut an der Biegung des Pfades zurück, um die beiden das Ufer hinaufgehen zu sehen. Klar zeichnen sich die Gestalten gegen den Abendhimmel ab, der alternde Fischer noch immer hoch aufgerichtet und fernig, mit rüftiger Kraft und festem Schritt, das junge Mädchen bald vorausspringend, bald wieder in kindlicher Zuthunlichkeit sich an seine Hand hängend; so verschwinden sie unter dem abendlichen Schatten der Bäume, und mit einem Seufzer verfolgt der Maler seinen Weg.

Der nächste Morgen war sonnenklar und frisch; ein leiser Wind kräufelte die grünliche See und jagte dunklere Tinten über die rippelnde Fläche. Außerhalb der Steine schimmerten einige lohfarbene Segel in der Morgensonne. Der Schaum auf den kleinen, glänzenden Wellen glich zierlichen Federkronen; die Möwen schossen kreisend hierhin und dorthin, und ihre langen Flügel blinkten im Sonnenlicht.

Wolfram, der Maler, der den Strand entlang geschlendert kam, stand plötzlich vor Martin und Hertha, die traulich unter einem alten Boote behaglich saßen, das schon seit langen Jahren als Brack auf dem Sande lag.

„Guten Morgen, junger Herr“, erwiderte Martin des Malers Gruß, „Sie sind früh auf.“

Dabei machte er Miene, sich zu erheben.

„Bleiben Sie ruhig sitzen, bitte; darf ich vielleicht bei Ihnen Platz nehmen? Hier ist's noch kühl und schattig, trotzdem die Sonne es schon recht gut meint.“

„Sie sind willkommen, müssen aber mit dem Sand hier verlieb nehmen; wir haben nicht viel Hausgeräth in unserer Sommerwohnung, nicht wahr, Liebchen?“

Hertha lächelte schüchtern und zog ein altes Netz herbei, um für Wolfram einen Sitz zu schaffen.

„Kommen Sie oft hierher?“ fragte der junge Mann, sich behaglich ausstreckend.

„So oft wir Zeit haben, fast jeden Tag, wenn's Wetter gut ist. Ohne dies alte Boot könnten wir gar nicht mehr leben, was, Liebchen?“

Hertha lachte und schüttelte die Locken; dann wanderten ihre Augen wieder hinaus über die schimmernden Fluthen; Wolfram folgte ihrem Blicke, und der Morgenanzug rings umher verklärte sein feines, männliches Antlitz.

Alle schwiegen einige Augenblicke, dann wendete sich Wolfram zu Martin.

„Veinache vergeße ich den Zweck meines Kommens. Ich wollte Sie bitten, mich in Ihrem Boote eine Strecke hinauszufahren, damit ich eine Ansicht der Küste mit diesem blispärenden Wasser im Vordergrund erhalte; sie können ja fischen, während ich male.“

„Um“, antwortete der Alte langsam, „nicht, daß ich's nicht gern thäte, im Gegentheil, und ich möchte auch nicht unhoffentlich sein, aber müßten Sie eigentlich nicht des jungen Lassen Boot nehmen? Sie wohnen bei ihm, und er ist ein Anfänger; die Fischerei geht schlecht in diesem Jahr, und er braucht's eher als ich, — und da möcht' ich's lieber nicht thun.“

„Gut; wenn Sie nicht mögen, will ich nicht weiter in Sie dringen. Wo aber finde ich jetzt den jungen Lassen?“

„Ich werde ihn holen.“

Martin ging davon, sehr zufrieden mit dem errungenen Erlolge. Während seiner Abwesenheit bemühte Wolfram sich ernstlich, Hertha's Schüchternheit zu überwinden, und dies gelang ihm so gut, daß der zurückkehrende Martin beide in der heitersten Unterhaltung fand.

„Da ist der Onkel Martin! Und nun muß ich zur Zante Martha.“

Wolfram streckte ihr die Hand hin.

„Müssen Sie? Dann adieu, Fräulein —“

Sie verstand ihn.

„Ich heiße Hertha. Einen anderen Namen habe ich nicht. Adieu.“

„Hier ist er, junger Herr!“ rief Martin, in dessen Kellwasser der junge Heinrich Lassen, eine vergrößerte Ausgabe des alten Heinrich Lassen, herangelommen war.

„Vielleicht kann ich aus dem jungen Niesen einige nähere Auskunft über die kleine Meersee herauspumpen“, sagte Wolfram zu sich selber, als er im Boote gegenüber dem großen, freudestrahlenden Gesicht des jungen Lassen Platz nahm. Er tauschte sich nicht, bald wußte er Hertha's Geschichte, soweit sie eben bekannt war, und nun verging kein Tag, an dem er nicht einen Vorwand gefunden hatte, in Martin's Häuschen vorzusprechen; bald brachte er eine Zeitung, die er mit der Post erhalten, bald mußte er Hertha eine Skizze zeigen, bald Martin um irgend eine Auskunft fragen. Es war die alte, alte Geschichte, — er hatte Städte und Reiche durchwandert, um endlich hier auf diesem entlegenen Fischer-Eilande die Eine, die längst Ersehnte, zu finden.



Erika Wedekind.

Agl. sächs. Hof-Opernsängerin und großh. hess. Kammer-Sängerin.

Düne, der, von unten ungeschen, die Gruppe skizzirt, hört dies und sucht hastig sein Werk zu beenden. —

„Gleich, Hertha, gleich; dauert nicht mehr lange.“

Wieder lehnt sie sich zurück und folgt dem Fluge der weißen Möwen draußen auf der hohen See. Der goldige Sonnenglanz wird matter, ein weicherer Ausdruck verklärt das junge, reizende Antlitz. In Martin's Seele aber ist ein seltsames, unbestimmtes Gefühl erwacht, ein Etwas, das ihm die ganze Welt fast fremd erscheinen läßt, das sein starkes Herz mit Lust und sanftem Beh erfüllt. Er beugt sich zu ihr hinüber und berührt zärtlich ihre Hand.

„Jetzt wollen wir nach Hause, Hertha, mein Herzenskind.“ Das Mädchen fährt aus ihrer Träumerei auf und lächelt ihn an, jetzt wieder ganz ein Kind.

„Das Gesicht dieses Mädchens muß ich haben!“ ruft es in dem Maler, und als Martin die Keemen ergreift, schallt ein lauter Anruf von der Düne herab.

Er blickt empor und sieht einen Menschen in eiliger Hast den Abhang herunterrennen und ihm winken. Er thut einige Keemenschläge dem Ufer zu.

„Wollen einen Augenblick warten, Hertha, sonst bricht sich der junge Mensch da noch den Hals. Er hat's eilig, wie's scheint.“

Am Strande angelangt, zieht der Fremde höflich seinen Hut vor Hertha, die in anmuthiger Verwunderung und Verwirrung ertötet.

„Können Sie mir sagen, lieber Freund“, redet er dann Martin an, „wo ich hier am Orte auf etwa acht Tage ein Unterkommen finden könnte? Ihre Küste gefällt mir, ich bin Maler und —“

Er unterbricht seine Rede unwillkürlich und blickt auf Hertha, die mit niedergeschlagenen Augen ihre Hand in das klare Wasser taucht.

„Ein himmlisches Gesicht!“ ruft er innerlich in froher Begeisterung.

„Ja“, antwortet der Fischer langsam und bedächtig, „ich denke, da könnte wohl Rath werden. Vielleicht kann Heinrich Lassen's Frau Ihnen Quartier geben. Aber die Kost, — wenn Sie sich mit Fischen und Eiern und so 'was begnügen wollen —“

eine Ansicht der Küste mit diesem blispärenden Wasser im Vordergrund erhalte; sie können ja fischen, während ich male.“

„Um“, antwortete der Alte langsam, „nicht, daß ich's nicht gern thäte, im Gegentheil, und ich möchte auch nicht unhoffentlich sein, aber müßten Sie eigentlich nicht des jungen Lassen Boot nehmen? Sie wohnen bei ihm, und er ist ein Anfänger; die Fischerei geht schlecht in diesem Jahr, und er braucht's eher als ich, — und da möcht' ich's lieber nicht thun.“

„Gut; wenn Sie nicht mögen, will ich nicht weiter in Sie dringen. Wo aber finde ich jetzt den jungen Lassen?“

„Ich werde ihn holen.“

Martin ging davon, sehr zufrieden mit dem errungenen Erlolge. Während seiner Abwesenheit bemühte Wolfram sich ernstlich, Hertha's Schüchternheit zu überwinden, und dies gelang ihm so gut, daß der zurückkehrende Martin beide in der heitersten Unterhaltung fand.

„Da ist der Onkel Martin! Und nun muß ich zur Zante Martha.“

Wolfram streckte ihr die Hand hin.

„Müssen Sie? Dann adieu, Fräulein —“

Sie verstand ihn.

„Ich heiße Hertha. Einen anderen Namen habe ich nicht. Adieu.“

„Hier ist er, junger Herr!“ rief Martin, in dessen Kellwasser der junge Heinrich Lassen, eine vergrößerte Ausgabe des alten Heinrich Lassen, herangelommen war.

„Vielleicht kann ich aus dem jungen Niesen einige nähere Auskunft über die kleine Meersee herauspumpen“, sagte Wolfram zu sich selber, als er im Boote gegenüber dem großen, freudestrahlenden Gesicht des jungen Lassen Platz nahm. Er tauschte sich nicht, bald wußte er Hertha's Geschichte, soweit sie eben bekannt war, und nun verging kein Tag, an dem er nicht einen Vorwand gefunden hatte, in Martin's Häuschen vorzusprechen; bald brachte er eine Zeitung, die er mit der Post erhalten, bald mußte er Hertha eine Skizze zeigen, bald Martin um irgend eine Auskunft fragen. Es war die alte, alte Geschichte, — er hatte Städte und Reiche durchwandert, um endlich hier auf diesem entlegenen Fischer-Eilande die Eine, die längst Ersehnte, zu finden.



König Karl I. erhält die Nachricht von der Niederlage auf dem Marston-Moore.  
Nach dem Gemälde von G. Hoffler.





ein Weibchen voller Cypris und Anmuth, die ihr pikantes Köpfchen mit dem schweren, goldblonden Haar und der fetten, silberweißen Locke auf der Stirn gar stolz zu tragen wußte. Und so bekam die Sache allmählich einen besseren Anstrich, und es dauerte auch keine sechsunddreißig Stunden, da waren wir, alle neunundzwanzig Männlein und Weiblein, eine einzige, seelenvergnügte große Familie. Wie mit dem Wetter, das uns auch nicht eine Stunde trübte auf dieser einzigen Fahrt, hatten wir auch mit der Gesellschaft an Bord ein unerhörtes Glück. Und das größte Glück war, daß so viele von uns die vier Kultur-Sprachen beherrschten oder wenigstens radobrechteten; denn ohne das hätte aller guter Wille keine Vertraulichkeit herstellen können; wir wären auseinander gestoben wie die Arbeiter beim Thurmbau zu Babel.

Nun, am ersten Abend gingen wir aber noch in weitem Bogen um einander herum und sahen, jeder für sich, zum letzten Male für eine lange Woche, die Sonne hinter den Schären versinken. Die Berge, an denen wir vorüberfuhren, haben im Nordwest alles Relief eingebüßt; wie eine aus schwarzblauer Pappe geschnittene zackige Coulisse stehen sie gegen den flammenden Himmel. Gegenüber färben sich Gipfel und Wolken wieder mit jenem unsäglich holden Rosenlichte, das wir schon in den früheren Nächten nicht genug genießen konnten; und riesig, wie ein gigantischer Fessel-Ballon, mit rothem, bösem Gesicht steigt der Vollmond hinter den Inseln empor. Zwischen Tannen- und Birkenhainen leuchten grüne Weiden und Haserfelder auf, und darauf grünen Häuschen mit rothen Wänden.

Ich habe mein Porthole lichtdicht verhängt und wundervoll geschlafen. Der Gong ruft mich zur ersten Mahlzeit an Bord des Neptun, dem berühmten Frost-Exor. Er war mächtig, wie überhaupt die Verpflegung auf diesem Steamer. Es ist entschieden nicht richtig, daß die Gesellschaft die Küche durch einen selbständigen „Restaurateur“ statt durch einen Angestellten besorgen läßt; die Gefahr, daß der Unternehmer auf Kosten der Passagiere „Ersparnisse“ macht, liegt nahe, und wir hatten dieser ungeordneten Anordnung die einzige, wenn auch unerhebliche Trübung unserer Reisefreude zu verdanken. Man traktierte uns mit großen Menüs, aber weniger wäre mehr gewesen. Denn Material und Zubereitung blieben hinter berechtigten Ansprüchen zurück.

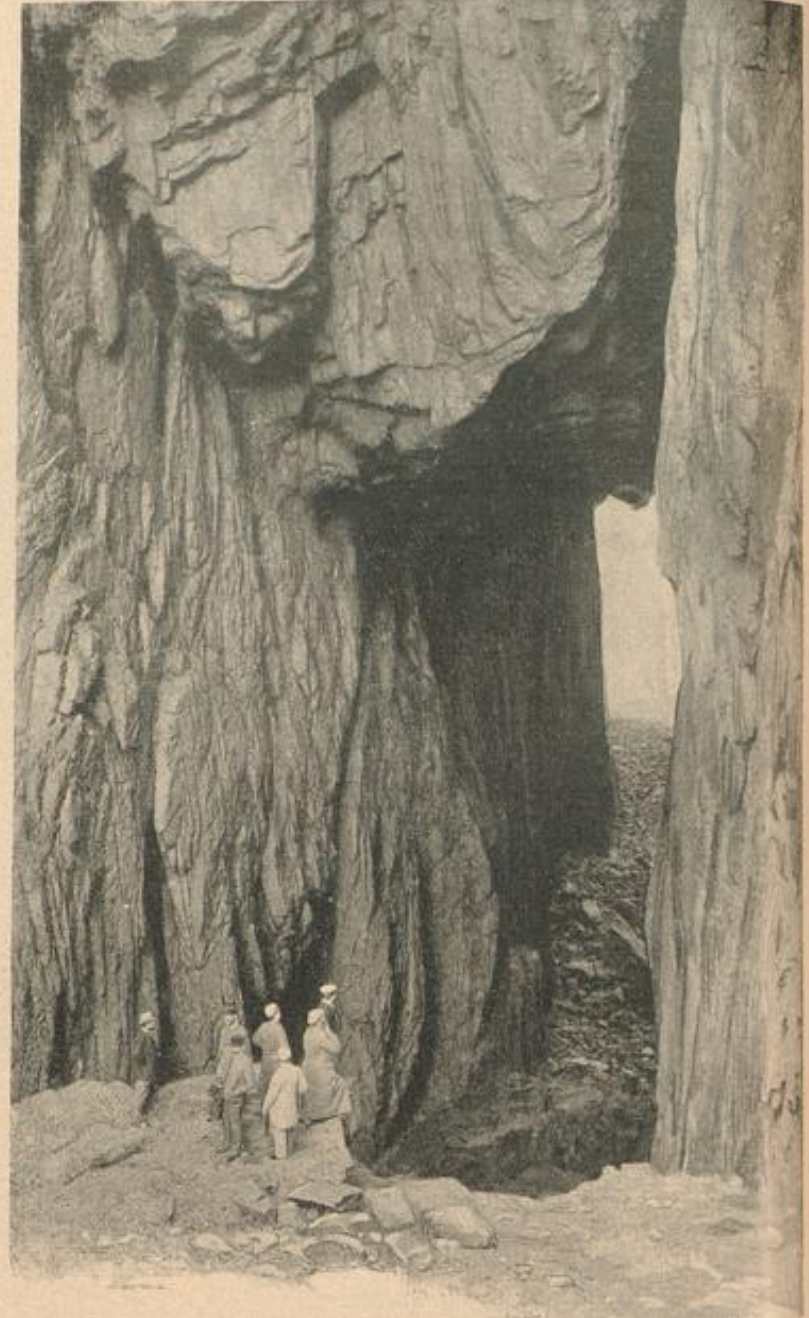
Dies zur Steuer der Wahrheit, aber ebenso, daß auf den anderen Schiffen, die uns beherbergten, die Küche vorzüglich war, und daß uns von anderen Nordlav-Reisenden dasselbe von unserem Neptun berichtet wurde. Vielleicht war es also nur eine Verkettung unglücklicher Umstände, unter denen wir zu leiden hatten, wenn man eine kleine Unbehaglichkeit denn schon mit einem so großen Worte bezeichnen soll. Denn man geht ja nicht hinauf, um zu schleimen, und was die Natur dort oben zeigt, ist schlimmerer Opfer werth. Man hört so oft, die Nordlav-Fahrt sei reizlos und langweilig; wer das verbreitet hat, muß einer jener Unglücklichen sein, die nur Nebel zu „sehen“ bekommen haben. Dem aber, dem eine freundliche Sonne lacht, entrollt diese Fahrt noch mehr Herrlichkeiten als die berühmte Route durch die Fjorde.

Ohne Aufenthalt stampft unser Dampfer vorwärts durch die grauen Wogen. Immer zahlreicher werden die Klippen, Schären und Inseln, die sich aus der Fluth heben, immer seltener die grünen Flecken zwischen den Wäldern, immer häufiger tritt der nackte Granit mit schwarzgrauen Riesentrollen zu Tage, als hätte das Gestein einmal gefocht und sei mitten darin erstarrt. Ein runder Ke gel bleibt zur Rechten liegen, einem groben Bauernfilzhut mit niederhängender Krempe in der That nicht unähnlich, der „Markthut“ (Torgghatten); mitten durch sein Massiv hindurch blaut der Himmel; wir werden den großartigen Natur-Tunnel auf der Heimreise besichtigen.

Die Matrosen sind eifrig um die vier blanken Messingkanonen beschäftigt. Droht uns ein Wikingdrachen, setzen wir uns in Verteidigungs-Zustand? Ach nein, die kriegerischen Vorbereitungen dienen einem friedlichen Zweck: wir sollen mit Bliz und Knall den feierlichen Augenblick begrüßen, in dem wir die imaginaire Linie überschreiten, die den Atlantic und das Polarmeer scheidet, den nördlichen Polarkreis. Kapitän Eilertsen erzählt die uralte Anekdote von jenem klugen Mann, der den Polarkreis so gern sehen wollte, und dessen Sehnsucht man dadurch stillte, daß man ein Haar übers Fernrohr-glas legte. Das ist zwar eigentlich am Aequator passiert, findet aber auch am Polarkreis immer ein dankbares Publikum.

Die Inseln, die uns links von der freien See trennen, werden höher und steiler, stolz spiegeln sich die „Sieben Schwestern“ in der blaugrünen See. Und dort, vorn links taucht jetzt die eigenthümliche Gestalt der „Reiterinsel“ (Hestmandö) auf, ein in den wallenden Mantel gehüllter Reiter auf trabendem Gaul, eine riesige Illustration zu Goethe's Erlkönig. Und da passieren wir, rechts an der Küste, das Zeichen, das den Polarkreis anzeigt, der Kapitän hebt befehlend die Hand, die Lunten senken sich auf die Hündlöcher, und vier Mal brüllt der Donner der Böller über das Meer, macht in allen Thälern das schlummernde Echo lebendig und scheucht Tausende weißer Wasservögel aus ihrer beschaulichen Ruhe, daß sie freischend über die Schären fortflattern. Neun Kodaks haben den großen Moment festgehalten! Sie photographiren nämlich fast Alle und fast Alles! Nichts ist hoch und tief genug, nichts zu groß und nichts zu klein, das nicht „geknipt“ würde, wenn die Sonne nicht etwa gerade ins Ocular leuchtet.

Und dann lenken wir östlich in eine weite, öde Bucht und gehen an Land. Hier sendet der Svartisen, der ungeheure Gletscher, der die Küste unter seinen zehn Meilen langen Eisfeldern begräbt, eine Zunge bis dicht an die See hinab. Eine kleine Wanderung über die sumpfige Wiese, auf der eine Anzahl gelber Blüthendolben sich wiegen, und wir stehen auf blankem, blauem Firneis, auf dem wir die Nagelschuhe schmerzlich vermiffen. In Höheit entrollt die Berg-Eiswüste rings um uns her ihr grandioses Panorama. Die um das Wildstöckloch im Deythäl sich die weißbehelmten Gipfel zu Hunderten drängen, Pyramiden, Kegel, Dächer und Thürme mit gleichenden Eisflanken und drohenden Wächtern, schwarzen Geröllhalden und schneidigen Graten, so heben sich auch hier,



Der Torgghatten.

so weit das Auge reicht, die Gletscherköpfe aus den weiten, blendenden Mulden. Man möchte die einzelnen Ketten und Gipfel mit den vertrauten Namen benennen, Wildspiz und hintere Schwärze, Scholl-Kogel und Hohe Weiße, so groß ist die Ähnlichkeit. Und mich packte doch eine kleine Sehnsucht, das schöne Schiff und all den Confort und die ganze Civilisation fahren zu lassen, und mir mit dem Fichel meinen Weg aufwärts zu machen auf den stolzeften der Eishurjen da oben, um aufathmend meinen Sieg zu genießen und die viel tiefere Schauensfreude zu empfinden, die nur der Nähe folgt als ihr hart verdienter, süßer Lohn.

Aber die Glode des Neptun ruft uns mahnend zurück, und wieder fahren wir nordwärts dahin, in bald engen, bald weiten Sunden, stets vor dem Ocean und seinen schlimmen Wogen durch seltsame Inseln und Schären geschützt. Die flache Küste grünt im üppigsten Birken-schmud, dahinter heben sich gewaltige Kuppen mit moosgrünen Blöden am Hang und weißen Gletscherhauben auf den runden Köpfen. Und überall die grünen Felder und Weiden, die rothen Häuschen mit blinkenden Fenstern, wehende Tücher und lachende Augen!

„Halloh, look there!“ Ein Wasserstrahl steigt zur Linken aus der See, ein schäumender Wogen-wirbel springt empor und verschwindet wieder. „Ein Walfisch!“ Im Nu ist die ganze Gesellschaft am Hintersteven zusammengedrängt und schaut spähend auf die blinkende Fläche; alle Kodaks sind geladen und gespannt. Aber diesmal war der Liebe Nähe umsonst. Noch zwei Mal sahen wir, ferner und ferner, den Fontainen-Strahl und den aufgewühlten weißen Wirbel; dann sprangen nur noch die gewöhnlichen Schaumköpfe über der blaugrünen See empor: Meister Wal hatte sich ohne Abschied empfohlen, zur allgemeinen Entrüstung. Ach, wir sollten noch genug, übergenug von seinesgleichen bekommen, übergenug für die Augen und namentlich — für die Nase!

Und dann laufen wir Tromsö an und gehen an Land. —

### Redactions-Post.

Unländige in Breslau. — Wir haben uns bemüht, etwas Näheres zu erfahren, jedoch ohne Erfolg. Die Gohr wird auf bloße Vermuthungen zurückzuführen sein.

Zweifelhafte in Hamburg. — Troy alledem: das neue Jahrhundert beginnt mit dem 1. Januar 1901!



Der Leros-fall bei Trondhjem.